Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 39

Artikel: Abschied

Autor: Matthey, Maja

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645352

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sie mußte kämpfen; sie mußte ihn halten! Aber ihr Griff war falsch, und so glitt er ihr langsam aus den Fingern.

Zu ernsten Auseinandersetzungen ließ Edwin es indessen nur noch selten kommen, und nach und nach wußte er sie ganz zu vermeiden; sie führten ja doch nie zu einer Verständigung, sondern rissen nur die Kluft zwischen ihnen noch weiter auf. Sooft sie wieder einen Bekehrungsversuch machte, pflegte er zu sagen: „Lassen wir das, liebes Kind, denk an den 3. Juli! Das bringt nichts Gutes."

Wollte sie sich damit nicht zufrieden geben, was öfter vorkam, denn sie verfolgte ihre Pläne mit großer Zähigkeit, so gab er ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirne und verschwand. Angelogen hatte er sie nie wieder, soviel war erreicht; er hüllte sich, wenn ihm eine Frage nicht paßte, einfach in Stillschweigen oder tat, als hätte er sie nicht gehört. Edith war namenlos unglücklich, denn sie wußte ja, daß sie nur sein Bestes wollte und daß sie handelte, wie sie mußte. Manchmal empörte sich ihr ganzes Wesen gegen ihn, weil sie meinte, ihm sei bei der Sache ganz wohl zumute; denn wie sonst hätte er immer einen Scherz oder ein leichtsinniges Wort oder gar einen Kuß auf den Lippen gehabt? Halbe Nächte weinte sie durch, still in sich hinein, wenn er neben ihr schlief oder dergleichen tat, laut und bitterlich aus sich heraus, wenn sie allein war und auf die Heimkehr des Wirtshausläufers wartete. Ihr schien, sie sei für seine Seele verantwortlich, und Tag und Nacht sann sie auf Mittel, ihn wieder auf bessere Wege zu bringen. Da sie mit Worten nichts mehr ausrichtete, versuchte sie es mit Blicken, die ihn anflehten, aber, wie sie wohl merkte, nicht tief eindrangen und ihm lästig schienen. Sie schmückte seinen Tisch mit Blumen oder legte ein gutes Buch darauf, gut nach ihrem Sinn. Jeden Tag nahm sie in seinem Zimmer irgend eine kleine Veränderung vor, die ihm zeigen sollte, wie oft und teilnehmend sie an ihn denke. Er roch an den Blumen und fand sie reizend, blätterte einen Augenblick in dem Buche, sagte ihr ein verbindliches Wort darüber und ging dann seiner Wege. Bald kam die Zeit, da er nur noch zu den Mahlzeiten und zum Schlafen zu Hause erschien; kaum hatte er sich den Mund gewischt, so verabschiedete er sich mit dem munter gesprochenen: Adies derweil."

Sie sah voraus, daß er bei dem Leben allmählich verkommen würde. Er fing sogar an, sein Aeußeres, auf das er sonst mit fast weiblicher Sorgfalt geachtet hatte, zu vernachlässigen. Schon kehrte er nicht selten angeheitert nach Hause, und am Morgen machte er sich keine großen Gewissensbisse, zu spät aufs Bureau zu gehen; sie hatte auch vernommen, daß er es bei der Wahl seiner Gesellschaft nicht sehr genau nehme und Abend für Abend mit lockeren Herren Karten spiele. Noch Schlimmeres von ihm zu denken, sträubte sich ihr Anstandsgefühl.

In dieser Not ersuchte sie ihren Vater, der als kränklicher, zurückgezogener Mann das Unglück seiner Tochter kaum ahnte, einzugreifen und Edwin klar zu machen, wieviel er in sich und in seinem Hause zerstöre. Edwin hörte den Alten bis zum Ende an und erwiderte dann: „Du hast mir nichts Neues gesagt, Schwiegervater, mich selber erdrückt der Zustand fast. Dieses Geständnis mag dir die Augen öffnen und beweisen, daß die Schuld nicht allein auf meiner Seite liegt. Gehe hin und sage deiner Tochter, sie möge mir mein Haus mit ihrer goldenen Brille und ihrer Richterlichkeit nicht länger zur Hölle machen."

„Ich kenne mein Kind wohl besser als du", entgegnete der Alte, der von der Trefflichkeit seiner Tochter fest überzeugt war, sichtlich verletzt, „und dich kenne ich nun auch! Wer sich, wie du, mit einer leichtsinnigen Redensart reinwaschen will, ist ein Tropf und verdient einen Richter!" Damit hinkelte er davon. Seine Tochter war über die Anschuldigung noch empörter als er, sie begriff eine solche Keckheit nicht. Durfte sie ihn, ihren Mann, denn nicht warnen? Und was wollte er mit der Brille sagen? War sie denn schuld daran, daß er ihren Blick nicht ertrug? Wie sollte sie ihm das Haus zur Hölle machen, sie, die ihm den Tisch tagtäglich mit Blumen schmückte und für sein Arbeitszimmer gute Bücher aussuchte, die nie ein hartes Wort zu ihm sprach, nur an sein Heil dachte, Tag und Nacht für ihn betete, sie, die so unsäglich litt, weil er sich nicht halten ließ?

Sie wollte am Abend mit ihm reden und die Schuldposten auf die richtige Seite setzen, aber er hatte sich aus Aerger über die Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater so betrunken, daß sie mit ihm nichts anfangen konnte. Am andern Morgen war er dann infolge der Ausschweifung zerknirscht und geknickt und ließ ihre ganze Bußpredigt demütig über sich ergehen. Sie schüttete ihr übervolles Herz, alles, was sich in der langen Zeit in ihr aufgespeichert hatte, aus, in wohlmeinendem, mütterlichem, eindringlichem Ton, und dankte dem Himmel, daß sie endlich gesiegt und seine Liederlichkeit vor ihr auf die Knie geworfen hatte.

Tags darauf war er verschwunden. Ihr Zusammenleben hatte kaum drei Jahre gedauert. Aus einem amerikanischen Hafen hatte er ihr nochmals geschrieben; dann kam nichts mehr, sie wußte nicht, war er jetzt auf oder unter der Erde, und war geneigt anzunehmen, er sei auf der Fehlhalde immer weiter gerutscht und schließlich im Morast versunken und ertrunken. (Schluß folgt.)

Abschied.

Kaum, daß der Tag begonnen war,
Streifte sein junges, schwarzes Haar
Sanft der Tod.

Machte ihm still die kranke Brust,
Löschte der letzten Lebenslust
Scheues Rot.

Tragt mich an ihrem Haus vorbei,
War seines Mundes letzter Schrei,
Mit Musik

Daß sie aus ihrem Fenster seh',
Wie ich so jung ins Sterben geh' —
Und ihr Blick

Trübt sich vielleicht; ein Tränlein rinnt
Und ihre fromme Seele sinnt
Im Gebet.

„Hilf ihm, Marie, zur ewigen Freud'"
Bittet sie wohl für den, der heut
Schlafen geht.

Maja Matthey.